

REZENSION

Véron, Kora, 2021. *Aimé Césaire*. Configurations. Paris : Seuil, 861 pp.

*A la mémoire de F. P. C.
qui jadis me familiarisa avec
la Martinique et les Antilles*

Die kürzlich erschienene umfangreiche Biographie (die sich nicht so nennt) Aimé Césaires – mit fast 700 Seiten Text und rund 100 Seiten Fußnoten – bietet einen guten Anlass, sich erneut mit diesem großen Denker, Dichter und Politiker zu beschäftigen. Die Gefahr für mich ist, dass (zu) viele persönliche Erfahrungen einfließen, welche aus einer Rezension einen Essai erwachsen lassen könnten. Gehen wir das Risiko ein.

Noch heute, nach mehr als fünfzig Jahren sehe ich Aimé Césaire vor mir, in seinem Büro im (heute) alten Rathaus von Fort-de-France, das er bis zu seinem Lebensende behalten durfte, wie er, der berühmte Dichter und erfolgreiche Politiker, sich mit dem ziemlich grünen Universitätsabsolventen unterhält, vor allem über die Frage einer möglichen politischen Neuordnung Frankreichs und seiner Überseedepartements, die damals – unter anderem aufgrund des Buches *La révolution régionaliste* (1967) meines Lehrers Robert Lafont – seit langem auf der Tagesordnung stand (und in Wirklichkeit nie wirklich erledigt worden ist). All die Freundlichkeit und Offenheit gegenüber Unbekannten, namentlich Jungen, die Kora Véron in ihrem Buch erwähnt, durfte ich selbst erfahren¹. Ich habe ihn danach nur noch wenige Male auf Distanz gesehen, 1998 scheiterte ein Empfang mit ihm im Rathaus für meine Studierenden an den Unruhen, die in der Stadt ausgebrochen waren und andere Prioritäten setzten.

Das Buch von Kora Véron, die sich seit langer Zeit mit Césaire befasst und ihm in seinen späten Jahren persönlich begegnet ist – sie leitet u.a. die Gruppe *Aimé Césaire* am *Institut des textes et manuscrits modernes* in Paris – versucht, sowohl den Dichter und Theoretiker, als auch den Politiker und den Menschen

¹ In ganz ähnlichen Worten schildert Françoise Vergès ihre Begegnungen mit Césaire: « Cet homme, que je rencontrais pour la première fois, fut extrêmement courtois, à la fois attentif et distant, timide et familier, intéressé et dubitatif. » (Aimé Césaire, *Nègre je suis, nègre je resterai*. Entretiens avec Françoise Vergès, Paris : A. Michel, 2005, 7) Dieser Band, eine Folge von 2004 aufgenommenen Gesprächen, gibt einen lebhaften Eindruck des späten Césaire und seiner Positionen.

zu zeichnen, mithin ein durchaus kritisches Gesamtbild zu skizzieren. Vielleicht kommt der *Mensch* dabei ein wenig (zu) kurz. Andererseits ist die Fülle des Behandelten gewaltig. Vor allem gelingt es der Autorin vorzüglich, Césaire in seine Umgebung zu stellen, auch seine wichtigsten Freunde und Begleiter zu porträtieren und damit eine Schwäche vieler Biographien, nämlich die Isolierung der jeweiligen Titelfigur, zu vermeiden. Einige andere biographische Arbeiten gehen diesem Werk voraus, dieser Band wird indes für lange Zeit das Referenzwerk bleiben.

Der äußere Rahmen seines Lebens lässt sich relativ einfach skizzieren: Césaire wird am 25. Juni 1913 in Basse-Pointe, einem kleinen Ort an der nordöstlichen Atlantikküste der Insel Martinique geboren (auf den offiziellen Dokumenten taucht fast immer der 26. Juni als Geburtsdatum auf, vgl. 19). Seine Eltern gehören den unteren Schichten der Bourgeoisie an, der Vater arbeitet zunächst auf einer *plantation*, später in der Finanzverwaltung. Für diese Schichten ist damals das natürliche Ziel die *Assimilation*, denn das Ende der Sklaverei (1848) ist noch in aller Erinnerung (das wird auch um 1970 noch so sein: viele Bekannte haben mir mit Nachdruck gesagt, *wer* von ihren Vorfahren 1848 befreit wurde). Mit allen Mitteln wird auf diese Anpassung hingearbeitet. Daher wird zu Hause auch (fast) nur Französisch gesprochen, auf der Straße allerdings ist das Kreolische omnipräsent, denn für die vielen Analphabeten auf der Insel ist es bis zum Aufkommen von Rundfunk und Fernsehen meist die einzige Sprache. Mit diesem Widerspruch zwischen Assimilation und Selbstbehauptung muss Césaire sich auf unterschiedliche Weise während seines ganzen Lebens auseinandersetzen. Über die Fixierung auf die Assimilation berichtet auch die eine Generation jüngere große Schriftstellerin Maryse Condé (*1937) aus Guadeloupe in ihren autobiographischen Schriften. Sie ist noch heute ein Problem. Dem Wunsch nach Akzeptanz durch die Mehrheit steht der Rassismus weiter Kreise der französischen Bevölkerung gegenüber, der dafür sorgt, dass die Grenzen zwar verschoben, aber letztlich nicht aufgehoben werden. Daraus erwächst bei vielen Farbigen eine Entfremdung, die bis zum Selbsthass gehen kann. Auf der anderen Seite entsteht mitunter eine Art spiegelbildlicher Replik eines schwarzen Rassismus. Beides ist bis heute nicht völlig überwunden, sobald es zu ernsteren Konflikten kommt, wird die Rassenfrage wieder virulent.

Ein anderes Trauma muss noch erwähnt werden, das auf der gesamten Bevölkerung lastet: der Ausbruch des Vulkans *Montagne Pelée* vom 8. Mai 1902. Er kostet etwa 28 000 Menschen vor allem in Saint-Pierre das Leben, besonders die weiße (koloniale) Bourgeoisie wird dezimiert, denn sie lebt überwiegend in der damaligen Hauptstadt. Diese Katastrophe wird in der ganzen Welt

wahrgenommen – sprach ich früher von Martinique zu Verwandten aus meiner Großelterneneration, so war *das* ihr Anhaltspunkt. Ich habe Überlebende aus Nachbargemeinden kennengelernt, damals kleine Kinder von kaum fünf Jahren, die sich noch genau an jedes Detail der Flucht ihrer Eltern erinnerten. Diese Katastrophe ist über Generationen hinweg präsent und bedrohlich geblieben. Saint-Pierre wird sich von diesem Schlag nie wieder erholen; noch heute sind die Trümmer des damaligen Vulkanausbruchs zu sehen, noch heute lebt die Stadt vor allem in ihrer Vergangenheit und noch heute gibt es Versuche, ihn literarisch zu bewältigen (zuletzt etwa der Roman von Daniel Picouly 2018: *Quatre-vingt-dix secondes*. Paris).

Die Familie zieht 1924 nach Fort-de-France, um dem begabten Jungen und seinen Geschwistern den Weg zu einer guten Ausbildung zu eröffnen; er besucht das *Lycée Schoelcher*, damals das einzige Gymnasium auf Martinique, das nach dem elsässischen Politiker Victor Schoelcher (1804-1893) benannt ist, der während der Revolution von 1848 das Ende der Sklaverei in Frankreich durchsetzt (allerdings haben die Sklaven auf der Insel nicht auf das Dekret gewartet, sondern sich einige Wochen früher selbst schon befreit). Césaires Lehrer zählen zur damaligen intellektuellen Elite der Insel, manche von ihnen stellen den offiziellen Diskurs (vorsichtig) in Frage. Nach dem *Bacc* 1931 verlässt der Junge die Insel, um sich in Paris weiterzubilden. Zunächst besucht er als Stipendiat das berühmte *Lycée Louis-le-Grand*, dann die *Ecole Normale Supérieure*, die er 1939 abschließt, um noch rechtzeitig knapp vor Kriegsbeginn nach Martinique zurückzukehren und für einige Jahre an seinem ehemaligen Gymnasium zu unterrichten.

In Paris weitet er seinen geistigen Horizont. Die wohl wichtigste Freundschaft wird die mit Léopold Sédar Senghor, dem späteren Präsidenten des Senegal. Daneben kommt er auch in Kontakt mit Anhängern des Surrealismus. Er wird zu einem Mitherausgeber der Zeitschrift *L'Étudiant noir*, und zusammen mit Senghor und Léon Gontran Damas wird er zum Begründer der *négritude*, jener Bewegung, die dem weißen Rassismus der Zeit begegnen will. Mindestens in seinen Anfängen kann man ihn als Replik auf das koloniale und rassistische Denken ansehen (eine ähnliche Richtung hat sich Jahrzehnte früher in den USA herausgebildet). Dabei gibt es Unterschiede zwischen den Gründern: während Senghor in seinem Denken essentialistisch vorgeht, bleibt Césaire viel stärker dialektisch, es sieht die *négritude* eher als eine Übergangsphase an. Deshalb wird es zeitweise zu einer Entfremdung zwischen den beiden kommen. Für die Emanzipation der Farbigen auf der ganzen Erde bekommt die *négritude* große Bedeutung. Auf der Rückreise nach Martinique befindet sich im Gepäck das *Cahier d'un retour au pays natal*, der erste der großen

Texte Césaires, der seinen literarischen Ruhm (mit) begründen wird (160-164). Dieses Gedicht in Prosa erscheint in vielen Auflagen in immer etwas veränderter Gestalt, denn Césaire arbeitet ständig auch an den schon veröffentlichten Texten weiter. Das stellt den professionellen Leser im Detail oft vor schwierige Aufgaben, wenn sich auch die Grundaussagen nicht ändern.

Die Zeit der Herrschaft des dem Pétain-Regime anhängenden Admirals Robert muss Césaire, wie die anderen einheimischen Intellektuellen, vorsichtig überstehen, obwohl er mit Freunden die Zeitschrift *Tropiques* gründet. Immerhin trifft er einige Flüchtlinge aus Europa auf ihrem Weg nach Amerika, vor allem André Breton, den „Vater“ des Surrealismus, der viel von ihm hält und ihn auf Dauer gewinnen möchte. Diese schwierigen Jahre beschreibt Kora Véron mit vielen Details (167-272); sie werden wichtig für die spätere Biographie Césaires.

Die Befreiung läutet die politische Zukunft Césaires ein: 1945 wird er als Kommunist zum Bürgermeister von Fort-de-France gewählt (er bleibt es bis 2001), im gleichen Jahr noch zum Abgeordneten der Nationalversammlung (bis 1993). Allein diese Daten zeigen die ungeheure Beliebtheit eines Mannes auch bei den einfachen Leuten. Sie übersteht seinen Bruch mit den Kommunisten (*Lettre à Maurice Thorez*, 1956), der 1958 zur Gründung einer neuen Partei, des *Parti Progressiste Martiniquais*, führt. Césaire ist fähig, seine politischen Positionen den Veränderungen der Umstände anzupassen, unter Wahrung der großen Ziele. Es ist erstaunlich, dass Césaire selbst in seinen schwächeren Perioden keine einzige Wahl verliert – bei aller Kritik, die bisweilen geäußert wird, weiß die Bevölkerung von Martinique, was sie an diesem Manne hat. Der Band berichtet über alle Wahlen, die seinem Leben auch einen bestimmten Rhythmus geben. Immer wieder versucht die vereinigte Rechte, diesen beunruhigenden Bürgermeister (oder Abgeordneten) aus dem Amt zu wählen: kein einziges Mal gelingt es auch nur annähernd.

Der junge Abgeordnete wird zum Berichterstatter des Gesetzes für die Umwandlung der Kolonien Martinique, Guadeloupe, Guyane und Réunion in Départements. Damals ist er noch Anhänger einer unbedingten Integration (und damit der politischen Assimilation). Zwar wird das Gesetz 1946 verabschiedet, seine Umsetzung dauert indes Jahrzehnte und zeigt – auch Césaire –, dass dieser Weg auf Dauer nicht gangbar ist. Zwar wird die *politische* Angleichung relativ rasch vollzogen, wenn auch manche Reste des kolonialen Systems bleiben, die *wirtschaftliche und soziale* jedoch wird nicht zuletzt von der einheimischen Oberschicht hintertrieben. Schon zur Zeit des Bruches mit der Kommunistischen Partei wird er für eine *Autonomie* eintreten, die Martinique zwar im staatlichen Verband Frankreichs belassen soll, aber der Insel eine

weitgehende Handlungsfreiheit belässt (nachdem der kurzfristige Traum einer Föderation aller Antillen zerstoßen ist). In seinen späten Jahren geht er davon aus, dass die Unabhängigkeit auf lange Sicht unausweichlich ist, wenn er auch ihr Gegner bleibt, vor allem, weil er glaubt, dass sie in der Bevölkerung keine Mehrheit findet und dass sie wirtschaftlich zu massiven Einschränkungen führen muss. Und es erweist sich als ein Paradox nicht nur der jüngeren Geschichte von Martinique: die Anhänger der Unabhängigkeit erzielen große Wahlerfolge, solange diese *nicht* im Spiel ist, sobald es jedoch um eine Änderung des politischen Statuts geht, fahren sie Niederlagen ein (zuletzt zeigt sich das in der Volksabstimmung von 2010).

Lange Zeit, während der Dritten und Vierten Republik, hat der Bürgermeister einer französischen Gemeinde nur wenige Mittel zu seiner Verfügung und geringe Entscheidungsmöglichkeiten; erst nach und nach werden diese Möglichkeiten, zuletzt durch die Reformen unter der Präsidentschaft Mitterrands, ausgeweitet. Sie ermöglichen Césaire die allmähliche Modernisierung von Fort-de-France (die eigentliche Umsetzung kommt seinem Stellvertreter und lebenslangen Freund Pierre Alier, 1907-2013, zu, während Césaire lange Perioden als Abgeordneter in Paris weilen muss). Sobald die Stadt es kann, führt sie auch eine aktive Sozialpolitik u.a. durch die Einstellung zahlreicher Gemeindebediensteter durch und trägt auf diese Weise zu einer Milderung der gewaltigen Arbeitslosigkeit bei.

Neben den politischen Alltag tritt die literarische Aktivität. Beide können sich überschneiden, so etwa in dem *Discours sur le colonialisme* von 1950, einer Abrechnung mit der kolonialen Vergangenheit (und Gegenwart) Europas. Die Gedichtbände folgen in unregelmäßigen Abständen aufeinander: *Les Armes miraculeuses* (1946), *Soleil cou coupé* (1948), *Ferremets* (1960), *Cadastré* (1961), *moi, laminaire ...* (1982), um nur die wichtigsten zu nennen. Zwar erscheint Césaires erster dramatischer Text schon früh: *Et les chiens se taisaient* (1946, 1956), aber danach kommt es zu einer langen Pause. Erst 1963 erscheint *La Tragédie du roi Christophe*, 1966 *Une saison au Congo* und 1968 *Une tempête d'après La Tempête* de Shakespeare. All diese Stücke behandeln letztlich Fragen der Entkolonialisierung, ebenso wie der 1960 veröffentlichte historisch-philosophische Band *Toussaint Louverture. La révolution française et le problème colonial*. All diese Texte werden überarbeitet und teilweise aktualisiert, wenn die historischen Entwicklungen es notwendig erscheinen lassen. Césaires Thema ist Zeit seines Lebens die Emanzipation der Unterdrückten, die Möglichkeit eines besseren Zusammenlebens der Menschen auf der Grundlage der Gleichheit. Zu diesem Zweck beteiligt er sich an Kongressen (die er eigentlich nicht sehr schätzt), wie dem *Congrès des écrivains et artistes noirs*, der sich 1956 in

der Sorbonne versammelt oder dem Folgekongress, der 1959 in Rom stattfindet. Daneben veröffentlicht er, als in dieser Hinsicht typischer französischer Intellektueller, zahlreiche Solidaritätsadressen und Erklärungen für Verfolgte in aller Welt.

Nach den langen Jahren der Herrschaft der politischen Rechten in Frankreich eröffnet sich für Césaire mit der Wahl von François Mitterrand zum französischen Präsidenten 1981 ein neuer Horizont. Er setzt große Hoffnungen in diese Präsidentschaft, die immerhin zum Teil erfüllt werden. Deshalb wird die Forderung nach Autonomie auch vorübergehend ausgesetzt (616-619). Erst der Druck der Anhänger der Unabhängigkeit wird sie wieder auf die Tagesordnung bringen. Immerhin gestattet die Regionalreform den einzelnen Regionen mehr Initiativen, selbst wenn sie allenfalls halbherzig umgesetzt wird.

Césaire hat das koloniale Erbe Frankreichs immer mit großem Misstrauen beobachtet. Das bezieht sich auch auf die immer stärkere Propagierung der *Francophonie*, die er vor allem als Werkzeug der ehemaligen Kolonialmacht zur Wahrung ihres Einflusses ansieht – und sicher sieht er das mindestens teilweise richtig. Erst gegen Ende seines Lebens wird er in dieser Hinsicht etwas nachsichtiger, zweifellos denkt er dabei an seinen Freund Senghor (686). Er akzeptiert die *loi Taubira* von 2001, welche die Sklaverei und den Sklavenhandel als Verbrechen gegen die Menschlichkeit anerkennt, spricht sich aber gegen den Gedanken von Reparationen aus: « Il n’y a pas de réparation possible pour quelque chose d’irréparable et qui n’est pas quantifiable. » (685). Folgerichtig weigert er sich auch im Dezember 2005, den damaligen französischen Innenminister Nicolas Sarkozy in Fort-de-France zu empfangen, den Urheber des Gesetzes über die positiven Aspekte des Kolonialismus (das von der damaligen konservativen Mehrheit in der Nationalversammlung verabschiedet wird! 691-692). Sarkozy wird die Zurückweisung nicht zur Kenntnis nehmen und fliegt 2008 zur Trauerfeier für Césaire, wo ihn die Familie des Dichters allerdings daran hindert, irgendeine sichtbare Rolle zu spielen. Die Frage einer möglichen Überführung in das Pantheon hat Aimé Césaire schon im Vorfeld geregelt, indem er seine Grabstätte in Fort-de-France und deren Inschrift ausgewählt hat (693); allerdings kann er Sarkozy 2011 nicht an der Anbringung einer Gedenkplakette im Panthéon hindern ...

Bezeichnend für Césaire ist seine Fähigkeit, seine Umgebung immer wieder neu zu analysieren und damit auch eigene Positionen zu nuancieren: während er lange Zeit dem Kreolischen reserviert gegenüber steht – er sieht eine seiner poetischen Aufgaben darin zu zeigen, dass der „Schwarze“, der *nègre*, das Französische ebenso gut handhaben kann, wie irgendein „weißer“ Dichter

– wird er in seinen späteren Jahren der Sprache größere Bedeutung zumessen und sich zu ihr bekennen: « Il y a une légende invraisemblable qui veut que je ne parle pas créole. Le créole c'est ma langue maternelle. » (1992, p. 668) Dabei ist wohl bekannt, dass er schon immer in seine Wahlreden mit großem Erfolg kreolische Passagen einflocht. Vermutlich haben auch die folkloristischen Forschungen seiner Tochter Ina (*1942) dazu beigetragen, dass er diese Positionen öffentlich macht.

Ein anderer Faktor für manche Nuancierungen seiner Positionen sind die Angriffe der Schüler und Anhänger von Edouard Glissant (1928-2011), nämlich Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau und Raphaël Confiant, die 1989 ein Werk mit dem Titel *Eloge de la créolité* veröffentlichten; sie erklären darin, die *négritude* bedeute eine „négation de la complexité antillaise“ (658-659). Das ist sicher nicht ganz falsch, allerdings hat Césaire selbst die *négritude* immer als eine Art Antithese, ein Durchgangsstadium zu einer neuen Synthese gesehen (im Gegensatz zu Senghor). Die antithetische Selbstbehauptung des Schwarzen gegenüber dem Weißen war die notwendige Voraussetzung für spätere synthetische Analyseschritte. Glissant selbst war in seiner Jugend ein Anhänger der Unabhängigkeit; seine interessanten Romane wären ohne Césaire schwer vorstellbar. Césaire reagiert öffentlich kaum auf diese Angriffe, wenn sie ihn auch zu einigen inhaltlichen Präzisierungen veranlassen (und paradoxerweise auch dazu, die *négritude* bis zu einem gewissen Grad zu verteidigen, die er eigentlich längst hinter sich gelassen hatte). Dafür werden manche seiner Anhänger versuchen, die historischen Perspektiven wieder herzustellen. Dafür steht vor allem die (immer noch) surrealistische Schriftstellerin Annie Le Brun mit dem schmalen Band *Statue cou coupé* (1996), in dem sie mit interessanten Argumenten zur Verteidigung Césaires antritt (673). Letzten Endes kann man die Angriffe gegen Césaire als eine Art rituellen Vatermord im freudschen Sinne interpretieren, das ist mehrfach in der Geschichte geschehen. Natürlich haben die Unterschiede in den Ansichten auch mit den unterschiedlichen Lebenserfahrungen der Autoren zu tun. So sagt Césaire 1994 in einem Interview über die neue Generation von Schriftstellern: « [...] tout ce qu'ils disent, nous l'avons déjà dit, nous l'avons pensé, cela n'a rien de nouveau, cela n'a rien de révolutionnaire. » (676) Natürlich ist auch diese Stellungnahme *cum grano salis* zu lesen ...

Dass Césaire in vieler Hinsicht ein aufmerksamer Beobachter seiner Umgebung war, kann man daran ablesen, dass er schon Mitte der achtziger Jahre, als die Umwelt erst wenige entschlossene Verteidiger zählte, zur Bewahrung des ökologischen Gleichgewichts aufrief (646). Dieser kurze Text

wäre manchem vorzuhalten, der heute noch immer nicht die Dringlichkeit des Themas erkannt hat.

In seinen späten Jahren verfolgt ihn die Furcht davor, dass Frankreich eines Tages – ähnlich wie Großbritannien schon vor Jahrzehnten – seiner Überseedepartements überdrüssig werden könnte: « Un jour, on nous laissera tomber, vous devinez bien, on finira par s'apercevoir que nous coûtons cher et que nous sommes des emmerdeurs professionnels. » (677) Er erwähnt dabei nicht, dass die strukturellen Defizite dieser Departements zu einem erheblichen Teil Folgen der französischen Kolonialpolitik sind, wenn er diesen Umstand auch sehr präsent hat. Diese Befürchtung wird ihn nicht verlassen; noch mit neunzig Jahren sagt er: « C'est l'anxiété, la crainte du lendemain. Cela m'habite. Je ne suis pas toujours tranquille, je pense toujours à notre collectivité. » (689) Nach kurzer Krankheit verlässt Césaire diese Welt am 17. April 2008 als ein wahrer *pater patriae* wenige Wochen vor seinem 95. Geburtstag.

Natürlich haben Ansätze zur Hagiographie schon in seinen letzten Lebensjahren begonnen – er wird in immer stärkerem Maße von französischen Politikern (fast) aller Lager wahrgenommen (und teilweise zu Vereinnahmungen gesucht) –, größer und unmittelbarer ist die Zuneigung seiner Landsleute. Die Nachricht vom Ableben Césaires löst einen Schock aus: « Immédiatement, la population envahit les rues de Fort-de-France pour trois journées d'un défilé improvisé, compact et impressionnant de ferveur, qui se prolonge au stade de Dillon où le cercueil sera exposé. » (693). Nur Pierre Alier, der noch ältere Freund, hält während der Trauerfeier eine kurze Rede, die ihn am Ende selbst überwältigt. Auf diese Weise werden alle möglichen Ansprüche französischer Politiker im Vorfeld neutralisiert.

Das Erbe Césaires ist gewaltig. Er zählt sicher zu den wortgewaltigsten Schriftstellern französischer Sprache im 20. Jahrhundert. Er hat durch die *négritude* eine Bewegung mit geschaffen, die zwar von Beginn an nach ihrer eigenen Überwindung rief (René Depestre, der haitianische Schriftsteller und Freund Césaires wird deshalb 1980 einen Band mit dem interessanten Titel *Bonjour et adieu à la négritude* veröffentlichten), aber auch den Grundstein für ein kollektives Selbstbewusstsein der *Martiniquais* (und der Bewohner der anderen Überseedepartements) schuf. Natürlich muss sich die Frage stellen, wie Césaire den Pragmatismus (nennen wir ihn so) des heutigen *Parti Progressiste Martiniquais* beurteilen würde. Und wie wird Frankreich sich zu seinen Überseedepartements verhalten? Wenn das Gesetz von 1946 ihre Bewohner in den Augen von Césaire und seiner Freunde zu *Français à part entière* werden lassen sollte, so fühlten sie sich lange Zeit als *Français entièrement à part*, und dieses Gefühl haben viele vor allem ältere Menschen noch nicht überwunden.

Das führt dazu, dass noch immer eher alltägliche Auseinandersetzungen rasch unerwartete Dimensionen annehmen können, und angesichts eines Frankreichs, das selbst immer weiter in Widersprüche gerät und immer weniger in der Lage ist, sie zu bewältigen, schafft das auf lange Sicht ein gewaltiges Maß an Unsicherheit.

In dieser Besprechung ging es vor allem um den Politiker und Theoretiker Césaire. Den Dichter und Schriftsteller muss man selbst lesen oder im Theater sehen – noch immer vermag er viele Menschen zu berühren; deshalb soll er hier nicht paraphrasiert werden. Das Buch von Kora Véron öffnet viele Pisten für eine selbständige Lektüre. Ich kann nur hoffen, dass viele sie beschreiten werden.

Der Band lässt wenige Wünsche offen, ich will besonders auf die Fotos verweisen (an einigen Stellen hätten sie genauer beschriftet werden können). Bereits zu Beginn habe ich gesagt, dass Césaire als Mensch – der bescheidene, freundliche Mann, dem ich einst begegnet bin – ein wenig im Hintergrund bleibt. Schön wären in einer weiteren Auflage vielleicht ein Stammbaum Césaires und der Seinen sowie eine knappe biographische Chronologie. Doch das sind Desiderata *de luxe*, der Autorin ist dafür zu danken, dass sie Aimé Césaire in dieser Lebendigkeit erstehen lässt – in gewissem Sinne tritt er dem Leser auf jeder Seite entgegen. Dafür sei ihr Dank!

Oberwaltersdorf, 12. August 2021